

**Zeitschrift:** Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art  
**Band:** 16 (1929)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Die Brille : unser täglich Brot  
**Autor:** Fensterriegel, Josuah  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-15954>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DIE BRILLE

## UNSER TÄGLICH BROT — — —

Wir schreiben: Berlin im Mai 1929.

Das Ausstellungsgebäude am Kaiserdamm hat seine Pforten zu einer Schau geöffnet. Thema, natürlich zeitgemäss, zum Platzen voll von rationalistischer Einstellung, von Maschinen und Wirtschaftlichkeit: »Gas und Wasser«.

Am Zoologischen Garten ist ein neuer Gebäudekomplex entstanden, ein Bierrestaurant, ein Café, eine Bar und ein Weinlokal — kurz das Nötigste, was man zum Leben braucht; Säle aus Wänden in Rosenholz, Säulen mit leuchtenden Gestängen, wie Thermometer und Augenspiegel. Es ist eine Lust, in diesen Zeiten Architekt zu sein. Man fühlt sich als Kernstück der Kultur. — Kommt da neulich ein Herr zu mir, der sich ein Wochenendhäuschen zugelegt hat, und spricht also: »Nun wird es endlich Sommer und ich will ihn gründlich geniessen, jeden Sonnabend herausfahren und mich am Busen der Natur in schlichter ländlicher Einfachheit erfreuen. Das Haus habe ich, fehlen mir also noch ein paar einfache Möbel, wie man das jetzt so hat, Kiefernholz, einiges vielleicht Eiche, so was wird doch jetzt als Massenprodukt überall gefertigt.«

»Es darf nämlich nicht viel kosten und gerade bei Möbeln, habe ich mir sagen lassen, verbilligt ja die Massenerstellung so erheblich. Alles ohne jedes Beiwerk, das zieren will, von denkbar grösster Einfachheit und — — — « — »Sachlichkeit«, erlaubte ich mir zu ergänzen. »Ja, ganz recht. Ich stelle nämlich gar keine weiteren Ansprüche, als dass alles in Material und Arbeit solide, aber anspruchslos ist und seinen Zweck erfüllt — so eine Art besserer Kästen wären mir als Schränke gerade recht. Weiss lackiert halte ich nicht für zweckmässig. Auch brauchen und sollen die drei Räume nicht »komplett« möbliert zu sein, nur das Allernötigste. Man sieht doch in vielerlei Ramschgeschäften komplette Zimmer in polierten Edelhölzern für zirka 500 Mk. angeboten. Sollte es nicht möglich sein, so etwas auch in soliderer Arbeit, aber einfacherem Material aufzutreiben? Ich habe für die drei Räume etwa 1500 Mk. zurückgelegt.«

Ich wiegte mich einen Augenblick im Bewusstsein der Grösse unserer Generation.

Vor 20 Jahren, als die neue Sachlichkeit noch nicht so um sich gegriffen hatte — freilich da wäre ich in Verlegenheit gekommen. Da waren es lediglich die deutschen Werkstätten in Hellerau, die billigen kiefernen Hausrat serienweise herstellten. Aber heute — mein Gott, soweit die deutsche Zunge reicht, überall wird genormt und typisiert, genormt und typisiert. Es gibt kaum noch Ausstellungen, die sich mit was anderem befassen als mit Ra-

tionalisierung der Wohnwirtschaft: Breslau, Stuttgart, Köln allein in diesem Frühjahr. Und die Tagungen, wo mit deutscher Gründlichkeit »der Boden vorbereitet wird«. Im vorigen Monat erst die Tagung der Reichsforschungsgesellschaft in Berlin, die dem Ausgleich zwischen Kapitalmangel und Wohnungselend diente, im September in Frankfurt ein internationaler Kongress, der das Problem der Kleinwohnung lösen wird — na also kurz und gut, ein älterer unsachlicher Schriftsteller würde sagen: »Die Spatzen pfeifen es von den Dächern«.

Ich holte daher tief Atem. »Die Frage, verehrter Herr«, sagte ich, »mutet mich so an, als wenn jemand in einen Bäckerladen ginge und spräche: Haben Sie auch Brot? Natürlich bekommen Sie derartige Typenmöbel. Es ist ja *das* Problem, wir alle arbeiten ja daran, unsere sozial eingestellte Zeit kommt ja schlechterdings — ich sagte absichtlich »schlechterdings« — nicht um diese Aufgabe herum. Zweckmässige, vielseitig verwendbare Möbel, beliebig zusammensetzbar, aus einfachem aber solidem Material, dabei durch Serienanfertigung billig — das ist heute unser A und O.«

»Schön«, erwiderte er, »ziehen wir gleich los, um auszusuchen. Wo gibt es so was?« — »Ach Gott, überall, beinahe an jeder Strassenecke.«

Um sicher zu gehen, fuhren wir zunächst zu der Verkaufsstelle der deutschen Werkstätten. Ein reizendes Fräulein hauchte: »Bitte, die billige Wohnung, in den hinteren Räumen.« Zunächst: Geschirrschrank, Tisch, Tischchen, 6 Stühle in Nussbaum annähernd 1000 Mk. »In billigerem Holz?« — »Existiert nicht«. Schlafzimmer: Kleider- und Wäscheschrank, weiss lackiert 500 Mk. Bekleidung unsererseits und von seiten der Schranktüren, denn sie hatten sich etwas verzogen. »Ja, haben sie denn nichts in Kiefer oder Eiche, wie früher die Riemerschmidtschen Möbel?« — »Nein.«

Wir gingen weiter in ein grosses Ausstattungshaus, das seitenlange Anzeigen in den Zeitungen hat: Das billige Etatheim. Alles architektonischer Individualismus, für bestimmte Sonderfälle konstruiert in gestrichener Kiefer. Von Typus nur *eine* Spur: ein Regal in Nussbaum, das allen Ansprüchen genügte. Aber schliesslich macht ein Regal noch keinen Sommer-Hausrat. Weiter, weiter durch das grosse Berlin. Alles, was in Frage kam, wurde besichtigt. Pracht die Hülle und Fülle. Wie wenn Polieren einen Dreck kostete und die Mahagonibäume im Grunewald wüchsen. Jetzt kann ich es verstehen, warum der Arbeiter Schund kaufen *muss*.

»Es scheint also doch im Bäckerladen kein Brot zu geben«, meinte mein Begleiter, und beschämt, vernichtet, blamiert sank ich in mich zusammen. *A. Hamburger, Berlin.*